

PSYCHIATRIEGESCHICHTE

Der Schattenmann

Schwärmer, Poet, Narr: Das war Friedrich Hölderlin in den Augen seiner Zeitgenossen. Vor 200 Jahren nahm sich der Tübinger Arzt Ferdinand Autenrieth seiner an. Er therapierte den seelisch zerrütteten Dichter knapp acht Monate lang – und trieb ihn so endgültig in den Wahnsinn.



UNIVERSITÄTSARCHIV TÜBINGEN

VON STEVE AYAN

Der arme Holterling ist heute morgen zu seinen Eltern gebracht worden. Er hat mit aller Macht versucht, sich aus dem Wagen zu werfen, aber der Mann, der auf ihn aufpassen sollte, hat ihn zurückgestoßen. Holterling schrie darüber, daß die Leibwächter ihn fortbrachten, und wehrte sich erneut und kratzte jenen Mann mit seinen ungeheuer langen Nägeln, so daß er überall blutete.«

Gräfin Caroline von Hessen-Homburg kannte Friedrich Hölderlins Schicksal vermutlich nur vom Hörensagen, als sie es ihrer Tochter im fernen Berlin so drastisch schilderte. Die Verballhornung seines Namens in ihrem (auf Französisch verfassten) Brief scheint dabei noch verzeihlich – einheitliche Schreibweisen galten in jener dudenfreien Zeit nicht viel. Doch auch in anderen Details irrte die Dame.

So verlief Hölderlins Abreise vom Homburger Hof im September 1806 wohl eher unspektakulär. Der 36-jährige Dichter war dort als Bibliothekar angestellt. Isaac von Sinclair, oberster Diplo-

mat der kleinen Landgrafschaft, hatte ihm 1804 die Stelle und damit ein sicheres Auskommen verschafft, denn um die geistige Verfassung des Jugendfreunds stand es damals bereits schlecht. Immer wieder brach Hölderlin grundlos in wilde Schimpftiraden aus oder lief nächtelang in Selbstgespräche vertieft umher.

Nach zwei Jahren wollte sich Sinclair nun seines schwierigen Gasts entledigen. Unter dem Vorwand, Hölderlin müsse wegen eines Bücherkaufs nach Tübingen reisen, wurde er in eine Kutsche gelockt. Der bestellte »Leibwächter«, der Gerber Georg Hammelmann, würde den Reisenden notfalls schon zu bändigen wissen.

REISE INS UNGEWISSE

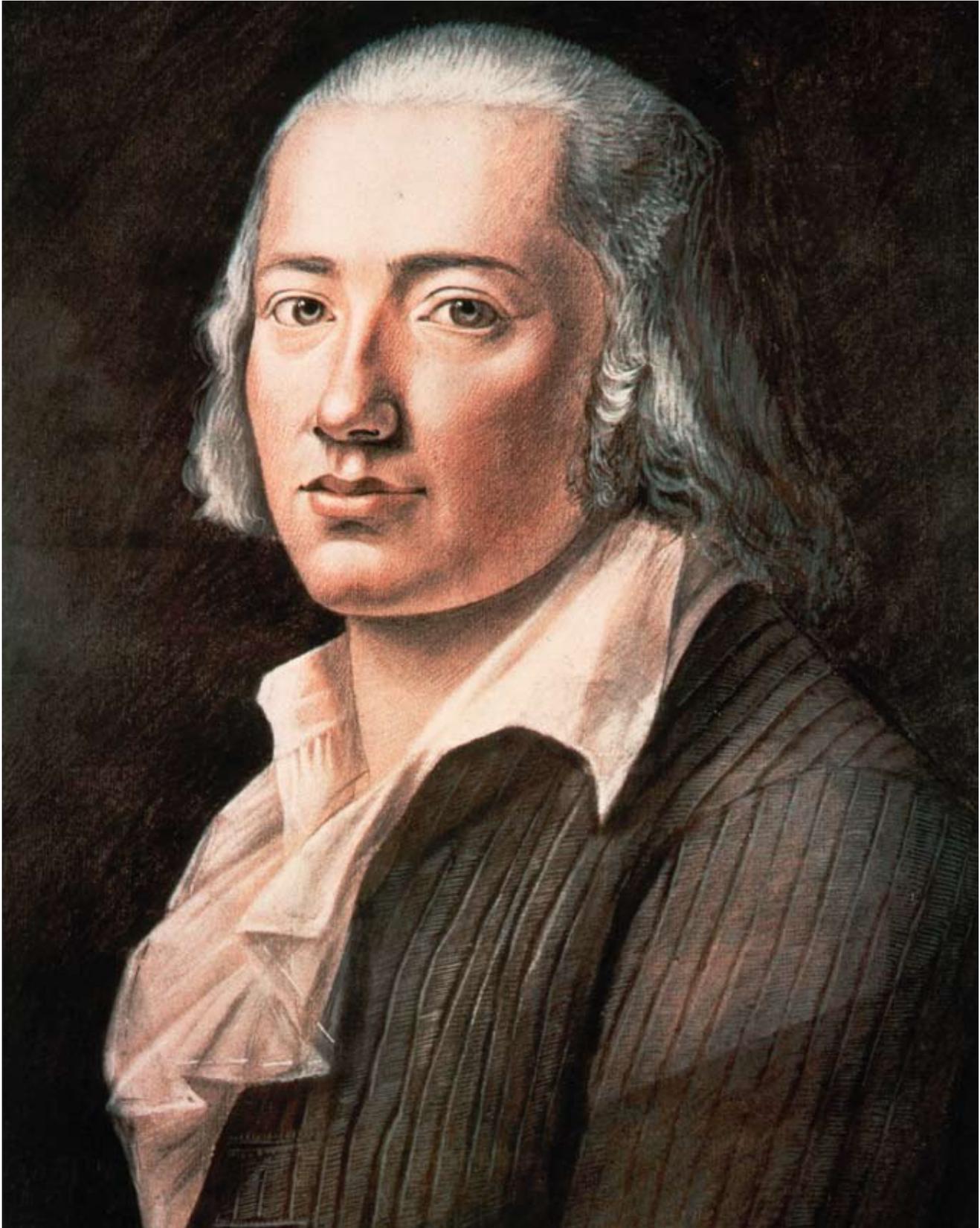
Die Fahrt nach Schwaben dauerte gut vier Tage. Als Hölderlin in Tübingen eintraf, empfing ihn dort keineswegs seine Familie aus dem nahen Nürtingen, sondern ein gewisser Ferdinand Autenrieth. Der aufstrebende Mediziner hatte im Jahr zuvor ein Klinikum eröffnet, das für die dort angewandten fortschrittlichen Heilmethoden gerühmt wurde. Von den rund 15 Krankenplätzen waren mehrere

UNGLEICHES PAAR

Der Arzt Ferdinand Autenrieth (1772 – 1835, Bild oben) versuchte, den »tobsüchtigen« Dichter Friedrich Hölderlin (1770 – 1843, rechts) in seiner Tübinger Klinik zu kurieren – mit fatalen Folgen.

für Geisteskranke vorgesehen. Der Neuzugang weckte Autenrieths besondere Neugier – und seinen Ehrgeiz: Den »Genius poeta« von seinen Leiden zu befreien hätte ihn sicher mit einem Schlag bekannt gemacht. Doch es kam anders.

Hölderlins Aufenthalt, vielmehr seine Internierung, in Autenrieths Klinik war für den Dichter der Anfang vom Ende. Was genau in jenen 231 Tagen geschah, ist zwar ein Rätsel; außer Notizen über die anfangs verabreichten Substanzen blieb seine Krankenakte verschollen. Doch Berichte von Zeitzeugen sowie Autenrieths Schriften über die Heilung von Geisteskranken lassen erahnen, was damals passierte. So nimmt ein wahrhaft dunkles Kapitel der Psychiatriegeschichte Konturen an: der »Fall Hölderlin«. ▶



AKG BERLIN (FRANZ K. HIEBER, FRIEDRICH HÖLDERLIN, 1799; SCHILLERNATIONALMUSEUM (MARBACH))

GEMÄLDE: DEUTSCHES LITERATURARCHIV MARBACH (UNBEKANNTER KÜNSTLER, JOHANNA HÖLDERLIN, 1767; SCHILLER-NATIONALMUSEUM MARBACH); BRIEF: WÜRTEMBERGISCHE LANDESBIBLIOTHEK, HÖLDERLINARCHIV (COD. POET. ET PHILOL. FOL. 63 IV. 1A 58)



FROMME FRAU MAMA

Johanna Hölderlin wollte, dass ihr Fritz Pfarrer würde. Der getriebene Sohn schrieb später nur noch floskelhafte Briefe an die »Verehrungswürdigste Mutter!«.

▷ Die Chancen auf ein glückliches Leben standen gut, als Johann Christian Friedrich Hölderlin am 20. März 1770 in eine angesehene schwäbische Bürgerfamilie hineingeboren wurde. Nachdem ihr erster Mann, der Klosterhofmeister Hölderlin, 1772 plötzlich verstarb, heiratete die Mutter erneut – den späteren Nürtinger Bürgermeister Johann Christoph Gok. Doch auch ihn ereilte sieben Jahre später völlig unerwartet der Tod. So verlor der kleine Friedrich gleich zweimal den Vater; erst den leiblichen und mit neun Jahren den Stiefvater. Auch von seinen insgesamt sechs Geschwistern überlebten nur zwei: die etwas ältere Rike und der sechs Jahre jüngere Halbbruder Karl. Verlust und Schuldgefühle prägten von klein auf die Welt des Jungen.

Fritz sollte Pfarrer werden – so hatte es die Mutter früh bestimmt. Auf dem ihm vorgezeichneten Weg besuchte Höl-

derlin ab 1784 die Klosterschule in Denkendorf, wechselte dann nach Maulbronn und trat schließlich mit 18 Jahren ins Evangelische Stift in Tübingen ein.

Mit Inbrust studierte er die antike Literatur und Philosophie, übersetzte griechische Dramen ins Deutsche und schrieb Gedichte. Im Stift lernte Hölderlin auch die fast gleich alten Friedrich Schelling (1775–1854) und Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831) kennen. Das spätere Dreigestirn der deutschen Frühromantik – hier noch eine Clique von Studienfreunden.

Mehrfache Bitten, die ungeliebte Theologie zu Gunsten etwa der Juristerei aufgeben zu dürfen, schlug die Mutter aus. Friedrich fügte sich, doch nicht ganz: Statt nach dem Examen eine Pfarrei zu übernehmen, zog er das harte Brot des Hofmeisters vor. Ohne pädagogischen Ehrgeiz erzog er in den folgenden Jahren

als »gelehrter Dienstbote« die Sprösslinge reicher Adels- und Kaufmannsfamilien.

Charlotte von Kalb, auf deren thüringischem Landsitz Hölderlin seine erste Stelle antrat, fällte folgendes Urteil über den empfindsamen 24-Jährigen: »Er ist ein Rad, das schnell läuft.« Wie schnell, das zeigte sich schon 1796, als er einen Posten beim Frankfurter Kaufmann Jakob Gontard antrat – und sich in die Hausherrin Susette verliebte. Als »Diotima« huldigte er ihr in vielen Gedichten und Briefen sowie in seinem wohl bekanntesten Werk, dem Roman »Hyperion«. Als das Verhältnis aufflog, stand Hölderlin wieder vor dem Nichts. Trotz strikten Kontaktverbots währte die zum Scheitern verurteilte Beziehung zu Susette noch knapp zwei Jahre.

Auch künstlerisch blieb Hölderlin im Abseits. Hin- und hergerissen zwischen Selbstzweifeln und Hochmut wandte er

sich an das große Idol seiner Generation: Friedrich Schiller. Dieser begegnete dem jungen Mann zwar wohlwollend, war aber von dessen allzu schwärmerischem Stil nicht überzeugt. Außer gelegentlichen Abdrucken in den beliebten »Musenalmanachen« wurden die Hymnen und Oden Hölderlins zu seiner Zeit wenig gewürdigt. Goethe empfahl dem schüchternen Bittsteller gar, »kleine Gedichte zu machen«. Der Stachel der Nichtachtung saß tief.

»EIN WENIG BUNT IM KOPF«

Von unglücklicher Liebe, schriftstellerischen Krisen und materieller Not niedergedrückt, sank Hölderlin in immer tiefere Verzweiflung. Schon als Student hatten bei ihm häufig Phasen der Depression mit wütendem Arbeitseifer gewechselt. Nun wurden die Anzeichen der psychischen Erkrankung immer deutlicher.

Dem Freund Christian Landauer schrieb er schon im März 1801: »Überhaupt ist's seit ein paar Wochen ein wenig bunt in meinem Kopf.« Noch war Hölderlin wacher Zeuge seiner Seelenregungen.

Mitten im Winter brach er zu einem Fußmarsch über das französische Zentralmassiv nach Bordeaux auf, wo ihn ein neuer Hofmeisterposten erwartete. Als er nach wenigen Monaten – äußerlich verwahrlost – nach Deutschland zurückkehrte, erfuhr er vom Tod Susettes; sie hatte

sich bei einem ihrer Kinder mit Röteln angesteckt. Von da an irrte Hölderlin ruhelos umher, bis er schließlich bei Sinclair in Homburg Asyl fand.

Was genau diesen im Spätsommer 1806 bewog, sich seines Freunds zu entledigen, ist nicht überliefert. Zwar schrieb Sinclair Anfang August an Hölderlins Mutter, die Krankheit des Sohnes habe »eine sehr hohe Stufe erreicht«, sodass er ihn nicht länger vor den Pöbeleien des Volks schützen könne. Doch dürfte Sinclair auch um seine eigene Sicherheit gefürchtet haben: Der revolutionäre Freigeist war in einen Hochverratsprozess verstrickt; man verdächtigte ihn der Verschwörung gegen den württembergischen König. Die Todesstrafe drohte.

Und auch Hölderlin geriet ins Visier der Behörden. Im Auftrag der Untersuchungskommission besuchte ihn der Arzt Friedrich Müller und erstattete Rapport: »Wie erschreckte ich als ich den armen Menschen so zerrütet fand. Kein vernünftiges Wort war mit ihm zu sprechen, und er unausgesetzt in der heftigsten Bewegung. ... Und nun ist er so weit, daß sein Wahnsinn in Raserei übergegangen ist, und daß man sein Reden, das halb deutsch, halb griechisch und halb lateinisch zu lauten scheint, schlechterdings nicht mehr versteht.«

Vermutlich hat Müller in seinem Attest absichtlich übertrieben, um Hölderlin vor der Verfolgung durch die württembergische Justiz zu schützen. Das Kalkül ging auf – der vermeintlich irre Dichter blieb verschont. Dennoch organisierte Sinclair hinter seinem Rücken den Abtransport; der unberechenbare Freund stellte wohl ein zu großes Sicherheitsrisiko dar.

Nach vollendetem Plan berichtete Sinclair an Prinzessin Marianne, Gräfin Carolines Tochter: »Er ist abgereist nach Tübingen, wo ihn ein geschickter Arzt in die Kur nehmen wird.« Abgereist, ja –

wenn auch unfreiwillig. Und »Kur« scheint eine schmeichelhafte Umschreibung für das zu sein, was Hölderlin erwartete.

Dabei hatte dieser mit der Aufnahme bei Autenrieth vermutlich noch Glück im Unglück. Nicht weit von Homburg entfernt, in Haina bei Marburg, gab es eine weitere Irrenanstalt, in der bereits ein anderer Dichterdreund Sinclairs untergebracht war. »Die Therapie bestand in Haina vorzüglich aus Ketten und Stockschlägen«, verrät eine historische Quelle. Die übliche Art, wie man damals mit Narren und »Rasenden« umging: Sie wurden mit roher Gewalt drangsaliert und durch Festbinden oder Anketten ruhiggestellt.

Anders in Autenrieths Klinik, in die der kranke Poet am 14. oder 15. September 1806 eingewiesen wurde. Hier galt das oberste Gebot, den Patienten mittels verschiedener Therapiemethoden zu heilen. Hölderlins Symptome bestanden vor allem in einer großen motorischen Unruhe: Oft ging er stundenlang auf und ab, verfiel in unkontrollierte oder stereotype Bewegungen. Hinzu kamen heftige Wutanfälle, während der er offenbar die zeitliche und räumliche Orientierung verlor.

UNVERSTÄNDLICHER SPRACHSALAT

Hervorstechendstes Merkmal aber waren Eigentümlichkeiten seines Ausdrucks: Hölderlin produzierte einen Sprachsalat aus eigenen Wortschöpfungen, Satzketten und vermeintlich fremdsprachigen Einsprengseln, was die Kommunikation mit ihm manchmal unmöglich machte.

Auch wenn Ferndiagnosen über eine Distanz von zwei Jahrhunderten schwierig sind – Hölderlins Zustand kommt nach heutigen Maßstäben wohl dem der katatonen Schizophrenie am nächsten. So bezeichnen Mediziner eine seltene Form der psychotischen Störung mit ausgeprägten Bewegungs- und Sprachanomalien. Der Begriff Schizophrenie wurde allerdings erst rund 100 Jahre später in die medizinische Literatur eingeführt: im Jahr 1911 von dem Schweizer Psychiater Eugen Bleuler (siehe Kasten S. 70). Autenrieths Diagnose dagegen lautete »Krätzmanie«.



»SIE IST SCHÖN, WIE EIN ENGEL«

So schrieb Hölderlin über die Geliebte Susette Gontard, seine »Diotima«. Die Alabasterbüste Landolin Ohmachts (um 1795) antikisiert die damals 26-Jährige.

▷ Die Manie galt Autenrieth als *die* Geistesstörung schlechthin. Alle anderen Erscheinungsformen waren für ihn nur verschiedene Phasen ihres Verlaufs: Von der Hypochondrie über Tobsucht und Wahnsinn bis zum letzten, unheilbaren Stadium der Blödigkeit – der völligen Lähmung aller Seelenkräfte.

Wie die meisten seiner Kollegen erklärte Autenrieth die Ursache dieser Leiden mit der antiken Temperamentenlehre: Nach dem Arzt und Naturforscher Galenos von Pergamon (um 129–199) wurde die Seele des Menschen durch das Mischungsverhältnis der vier Körpersäfte Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle bestimmt. Ein Zuviel an gelber Galle kennzeichnete etwa den Choliker, der Melancholiker hatte einen Überschuss an schwarzer.

Durch falsche Behandlung von Hautkrankheiten wie der Krätze oder auch durch ausschweifende Sinnesfreuden, so Autenrieth, könne der Fluss der Körpersäfte in Stockung geraten. Aus dieser Art »Humoralpathologie« zog der Mediziner den fatalen Schluss, dass Heilung nur möglich sei, wenn man die Stauung der Körpersäfte auflöste und den Überfluss derselben ableitete. Konkret hieß das: Um die Leiden der Seele zu bekämpfen, musste man solche des Körper künstlich erzeugen.

Auf den Kranken einreden und ihn zur Selbstdisziplin anhalten, mit Schlägen drohen und sie notfalls austeilen – das waren die bevorzugten Mittel

Eine Notiz des Tübinger Stiftsstudenten Gustav Schoder, der in einem an die Klinik angrenzenden Gebäude logierte, belegt dies: »Kerner (*gemeint ist Autenrieths Schüler und Assistent Justinus Kerner*) hilft dem gefallen Titanen Hölderlin im Klinikum laxieren und macht ihm einen bösen Kopf. Dadurch will Autenrieth die Poesie und die Narrheit zugleich hinausjagen.«

»Hilft laxieren« beschreibt die hoch dosierte Gabe von Abführmitteln. Die Formulierung »einen bösen Kopf machen« deutet auf die von Autenrieth empfohlene Praxis, am Kopf des Pati-

enten eine Entzündung zu verursachen, etwa mittels eines eng anliegenden Stricks. Der eitrige Ausfluss der Wunde sollte die Abfuhr überschüssiger Galle fördern.

Um akute psychotische Anfälle zu unterdrücken, erfand Autenrieth eine lederne Maske mit Atemloch, die das Gesicht des »Rasenden« mit straffen Riemen ganz umschloss. Jedes Schreien oder Grimassieren war darunter unmöglich. Auch verfügte die Klinik über ein so genanntes Palisadenzimmer – einen komplett mit Holzlatten verkleideten Raum, in den tobende Patienten beliebig lange eingesperrt werden konnten. Mit fest installierter Pritsche, Tisch und Lokus gab das klinken- und kantenlose Zimmer eine ideale Isolierzelle ab.

»MORALISCHE ERZIEHUNG« DES PATIENTEN

Die Materialbestellungen zur Zeit von Hölderlins Aufenthalt sowie seine besondere Symptomatik legen den Verdacht nahe, dass auch er mit den genannten Einrichtungen Bekanntschaft machte. Bezeugt ist dies jedoch ebenso wenig wie der Einsatz anderer bliebler Heilmethoden – etwa eiskalter Sturzbäder (nicht umsonst lag die Klinik direkt am Neckarufer) oder minutenlanges Drehen auf einer dafür konstruierten Vorrichtung, der

»Trillmaschine«. Für ein Martyrium in Autenrieths Klinik spricht lediglich die Äußerung eines Zeitgenossen, Hölderlin sei noch Jahre später stets in heftigen Aufruhr geraten, wenn er auf der Straße einem Mitarbeiter der Klinik begegnete.

Ein weiterer wichtiger Teil der Therapie bestand in der moralischen Erziehung: Nach Autenrieth sollte man den Kranken wie ein »ungezogenes Kind« behandeln, schließlich liege es auch im Willen desjenigen selbst, ob er sich seinen Anfällen ergebe oder nicht. Auf den Kranken einreden und ihn zur Selbstdisziplin anhalten, mit Schlägen drohen

und sie notfalls auch austeilen – das waren die bevorzugten Mittel. Vor allem die erzwungene Bibellektüre habe sehr ungünstig auf Hölderlin gewirkt, heißt es später. Dem eigensinnigen Dichter war offenbar nicht beizukommen.

Nach knapp einem Dreivierteljahr war Autenrieth mit seinem Latein am Ende. Er erklärte Hölderlin für unheilbar krank und gab ihm noch höchstens drei Jahre zu leben. Die in der Klinik – vor allem im Palisadenzimmer – anfallenden Holzarbeiten führte ein Schreinermeister namens Ernst Zimmer aus. Obwohl schulisch wenig gebildet, wusste er um das Genie des Dichters. »Im Klinikum wurde es mit ihm noch schlimmer«, erinnerte sich Zimmer im Jahr 1835. »Damals habe ich seinen Hyperion gelesen, welcher mir ungemein wohl gefiel. Ich besuchte Hölderlin im Klinikum und bedauerte ihn sehr, dass ein so schöner herrlicher Geist zu Grund gehen soll. Da im Klinikum nichts weiter mit Hölderlin zu machen war, so machte ... Autenrieth mir den Vorschlag, Hölderlin in mein Haus aufzunehmen.«

Hölderlin wurde im Mai 1807 der Pflege des Schreiners übergeben. Er bezog ein Turmzimmer in dessen Haus am Neckarufer (Foto rechts). Hölderlins Unruhe und Zornesausbrüche dürften gerade in der ersten Zeit einige Probleme im Haushalt bereitet haben. Dennoch kümmerten sich Zimmer und seine Familie hingebungsvoll um den prominenten Pflegling. Die Mutter beglich alljährlich die Kosten für Logis und Kleidung und notierte sie penibel in ihrem Ausgabenbuch »Vor den L[ieben]. Holder«.

Dieser war sich des Glücks, das die Aufnahme beim Schreiner für ihn bedeutete, offenbar bewusst. »Herrn Zimmers unterrichtender Umgang und aufmunternde Güte gegen mich ist mir ein großer Vorteil«, schrieb er der Schwester. Sein Zustand blieb in den folgenden Jahren, von wenigen Hochs und Tiefs abgesehen, stabil.

Im Turm war Hölderlin auch weiterhin literarisch produktiv und schrieb zeitweise »eine Menge Papiers voll«, wie ein Besucher vermeldete. Zwar reichen seine späten Gedichte, die er oft auf fremden Wunsch hin aus dem Stegreif

IN ENGEM UMKREIS

Im ersten Stock des Tübinger »Hölderlin-Turms« lebte der kranke Dichter 36 Jahre lang. Das rosafarbene Gebäude dahinter beherbergte einst Autenrieths Klinik.

niederschrieb, in Rhythmus und Metaphorik bei Weitem nicht an frühere Werke heran. Doch zeugen sie immer noch von großem Ideenreichtum.

So etwa in einer Episode, die Zimmer 1812 erzählte: Als Hölderlin auf die Kohlezeichnung eines antiken Tempels stieß, bat er den Schreiner, er möge ihm ein Holzmodell davon bauen. Zimmer lehnte ab mit dem Hinweis, er müsse »ums Brot arbeiten«. Darauf habe Hölderlin ohne Umschweife diese Zeilen niedergeschrieben:

*Die Linien des Lebens sind verschieden,
Wie Wege sind,
und wie der Berge Grenzen.
Was hier wir sind,
kann dort ein Gott ergänzen
Mit Harmonien und ewigem Lohn
und Frieden.*

Sind derartige poetische Leistungen einem Schizophrenen zuzutrauen? Der französische Germanist Pierre Bertaux stellte in seiner Hölderlin-Biografie von 1978 die These vom »edlen Simulanten« auf: Der Dichter habe den Wahnsinnigen in Wahrheit nur gemimt, um sich gegen die Widerstände einer ihm feindlich gesinnten Welt abzuschotten.

Bertaux nahm damit eine Idee auf, die schon Sinclair einst zu der Bemerkung veranlasst hatte, Hölderlins Gemütsverwirrung sei eine »aus wohl überdachten Gründen angenommene Äußerungsart«. Seine Argumentation stütze sich auf Indizien: Zum einen die grotesk übertriebene Höflichkeit, die Hölderlin nahezu jedermann entgegenbrachte. Als 1826 eine Ausgabe seiner Gedichte erschien, soll er dem Übermittler der Botschaft nur geantwortet haben: »Ich bin Ihnen sehr verbunden, Eure Heiligkeit.«

Zum anderen bestand der angeblich Kranke Fremden gegenüber zwar stets darauf, dass er gar nicht Hölderlin sei, ▷



HANS-JÜRGEN STENEK / FOTOLIA.DE

▷ sondern vielmehr Scardanelli heiße oder auch Buonarroti. Briefe an die Mutter oder seine Geschwister unterzeichnete er aber weiter mit seinem echten Namen.

»Verehrungswrdige Mutter! Ich habe die Ehre, Ihnen zu bezeugen, dass ich über den von Ihnen empfangenen Brief recht erfreut sein mußte.« Solche von Ehrerbietung und Förmlichkeit strotzenden Floskeln waren Hölderlins einzige Lebenszeichen an Johanna Gok. Sie zahlte pflichtschuldig alle Pflegekosten, besuchte den Sohn jedoch nie. In ihrem einzigen erhaltenen Brief an ihn vom Oktober 1805 gestand sie: »Vielleicht habe ich dir ohne mein Wissen und Willen Veranlassung gegeben, dass du empfindlich gegen mich bist.«

Und tatsächlich hatte Hölderlin wohl zeit seines (wachen) Lebens mit dem Druck zu kämpfen, den die Mutter auf ihn ausübte, damit er doch noch den Beruf des Pfarrers ergriff. Zu behaupten, er habe sich vor der frommen bermutter in den Wahnsinn geflüchtet, geht aber sicher zu weit. Seine Erkrankung würde man heute als »reaktives Syndrom« ein-

ordnen – als Antwort seiner Psyche auf die erlittenen Verletzungen. Ein bewusst kalkulierter Entschluss zu Wahn oder gar Schauspielerei scheinen hingegen äußerst unwahrscheinlich – schon auf Grund der zeitlichen Dauer seiner Krankheit. Vielmehr stand bei Bertaux' Theorie der psychiatriekritische Geist der 1970er Jahre Pate: Wer damals von »psychischer Störung« sprach, stand schnell im Verdacht, lediglich unangepasstes Verhalten stigmatisieren zu wollen.

SINNESTAUMEL ODER GRÜBELEI

Bereits unter Hölderlins Zeitgenossen schossen die Spekulationen über die Ursache seines Leidens ins Kraut. Wilhelm Waiblinger, der 1827 die erste biografische Skizze über den Dichter verfasste, prägte ein stark romantisierendes Bild des Kranken: Hölderlins »allzu kindliche, schwächliche, gereizte, weichnervige Natur« sei den »traurigen Combinationen äußerer Umstände« zum Opfer gefallen. Auch habe er während seiner Zeit in Bordeaux versucht, »sich im Sinnestaumel, in wilden unordentlichen Genüssen, in

betäubenden Ausschweifungen zu vergessen«. Dagegen vermutete der Jugendfreund Leo von Seckendorf die Wurzel des bels gerade in Hölderlins Hang zu Einsamkeit und Grübeleien.

Bis heute regt das Schicksal des Dichters zu vielfältigen Interpretationen an. Vor allem seine Verklärung als »weiser Narr« hat eine lange Tradition. »Dieser Mann ist jetzo wütend wahnsinnig«, resümierte Charlotte von Kalb, Hölderlins einstige Brotgeberin, »dennoch hat sein Geist eine Höhe erstiegen, die nur ein Seher, ein von Gott belebter haben kann.« Heiliger oder nicht, er blieb bis an sein Lebensende ein Gebrochener, der seine Zeit mit Spaziergängen, Rauchen und Selbstgesprchen fllte.

Sinclair starb unter mysteriösen Umständen während des Wiener Kongresses 1815. Hölderlins Mutter folgte 1828, Autenrieth 1835, im selben Jahr wie Zimmer. Hölderlin überlebte sie alle – nach dem Tod des Schreiners weiter gepflegt von dessen Tochter Lotte. Kurz vor Mitternacht des 7. Juni 1843 entschlief er friedlich im Bett.

EINE KURZE GESCHICHTE DER PSYCHIATRIE

WIE KAUM EINE ANDERE DISZIPLIN wurde die abendländische Psychopathologie – also die Vorstellungen über Ursache und mögliche Heilung geistiger Störungen – vom Welt- und Menschenbild der jeweiligen Zeit bestimmt. Grob lassen sich in ihrer Geschichte drei Phasen unterscheiden: die Psychiatrie als Mythologie, als Heilkunde und als Wissenschaft.

Seit der Antike erwies sich die Temperamentenlehre des Galenos von Pergamon (um 129 – 199) als überaus einflussreich: Demnach bestimmt sich die menschliche Persönlichkeit nach der Mischung der vier Körpersäfte Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle. Vor allem die letzten beiden galten als Auslöser von Geisteskrankheit. Ein berschuss an schwarzer Galle (griechisch »melan chole«) zeichnete etwa den Melancholiker aus. Wahnsinnige wurden jahrhundertlang entweder als Heilige oder als vom Teufel Besessene betrachtet – und entsprechend behandelt. Ihre seelische Not lindern zu wollen fiel niemandem ein.

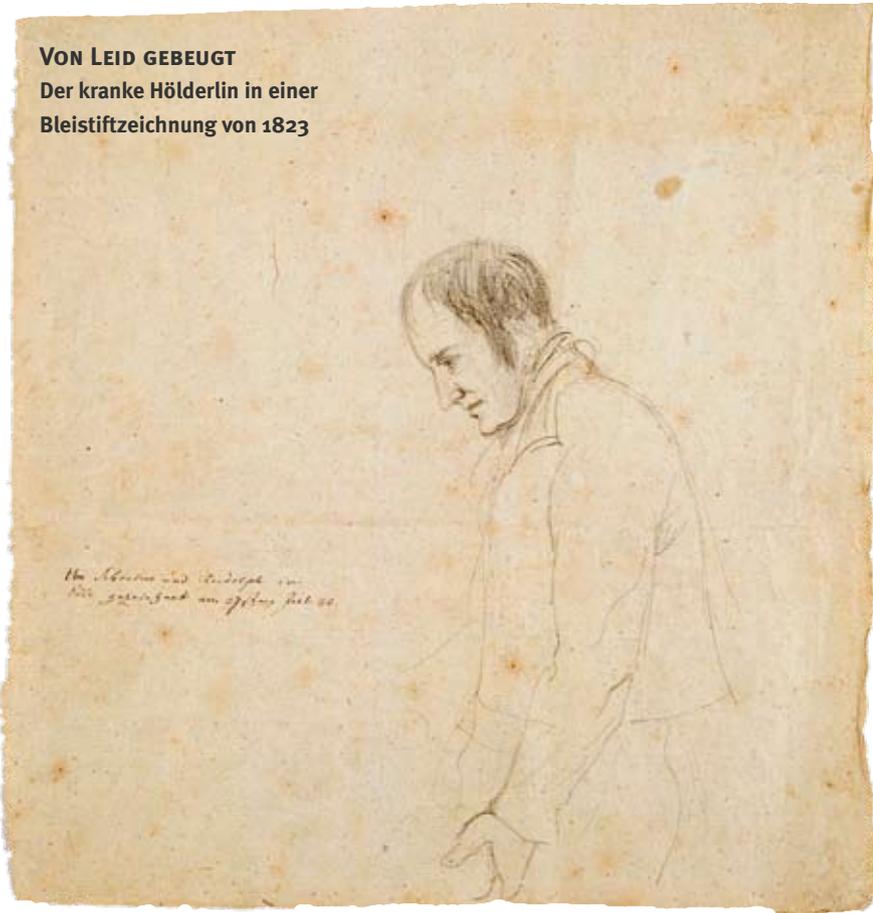
Erst ab dem »Zeitalter der Vernunft« – der Aufklärung –, die Mitte des 18. Jahrhunderts einsetzte, gab man das Zur-Schau-Stellen oder gewalttätige Disziplinieren allmählich zu Gunsten wohl überlegter Heilungsversuche auf. Der Hallenser Professor Johann Christian Reil (1759 – 1813) führte die Psychiatrie als Heilkunde in die Medizin ein. Gemeinsam mit seinem Tübinger Kollegen Autenrieth wurde er zum Vorreiter eines humanen Umgangs mit

Geisteskranken – wenn auch »human« damals noch nicht das Gleiche bedeutete wie heute. Psychischer Druck und das Erzeugen körperlicher Leiden galten durchaus als angebracht. Beherrschend war zu jener Zeit die Idee der Einheit von Körper und Geist. Daraus ergaben sich teils kuriose Theorien – wie etwa die, »unterdrückte« Krätze könne seelische Krankheit verursachen.

Erst um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert setzte die wissenschaftliche Psychiatrie ein: Die erste systematische und empirisch fundierte Klassifikation psychiatrischer Störungsbilder legte Emil Kraepelin (1856 – 1926) vor. Von dem Schweizer Arzt Eugen Bleuler (1857 – 1939) stammte den Begriff »Schizophrenie«.

NACH DEM ZWEITEN WELTKRIEG vertiefte sich die Kluft zwischen biologisch-genetischen und sozialpsychologischen Ansätzen in der Psychiatrie: So erklärte etwa der britische Sozialforscher Gregory Bateson (1904 – 1980) Schizophrenieerkrankte zu Opfern ungünstiger familiärer Kommunikationsstile. Sein später als »Rabenmutter-Theorie« verunglimpftes Modell ist bis heute jedoch empirisch kaum gesichert. Auch die Anti-Psychiatrie der 1970er Jahre, die seelische Krankheit als rein gesellschaftliches Etikett begriff, gilt inzwischen als überholt. Heute bilden multidimensionale Modelle, die psychologische, soziale wie auch neurobiologische Faktoren berücksichtigen, die Grundlage psychiatrischer Diagnosen.

VON LEID GEBEUGT
Der kranke Hölderlin in einer
Bleistiftzeichnung von 1823



DEUTSCHES LITERATURARCHIV MARBACH (ZEICHNUNG VON JOHANN GEORG SCHREINER UND RUDOLF LOHBAUER, 1823)

Hölderlins Leben zerfällt so in zwei fast gleich lange Abschnitte von je 36 Jahren – die Zeit bei Autenrieth bildete den biografischen Scheidepunkt. Umso prophetischer erscheint der Titel eines Gedichts, das Hölderlin wenige Monate vor seiner Abreise aus Homburg schrieb:

Hälfte des Lebens

*Mit gelben Birnen hänget
 Und voll mit wilden Rosen
 Das Land in den See,
 Ihr holden Schwäne,
 Und trunken von Küssen
 Tunkt ihr das Haupt
 Ins heilignüchterne Wasser.*

*Weh mir, wo nehm ich, wenn
 Es Winter ist, die Blumen, und wo
 Den Sonnenschein,
 Und Schatten der Erde?
 Die Mauern stehn
 Sprachlos und kalt, im Winde
 klirren die Fahnen.*

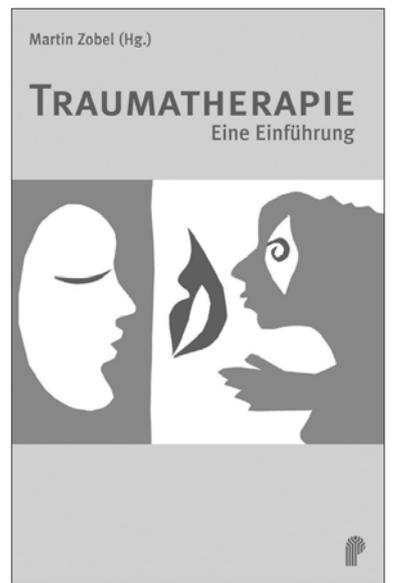
STEVE AYAN ist Diplompsychologe und Redakteur bei **Gehirn&Geist**.

Literaturtipps
Beck, A.: Hölderlin. Chronik seines Lebens. Frankfurt a. M.: Insel TB 2003.
Härtling, P.: Hölderlin. Ein Roman. Neuwied: Luchterhand 1976.
Hesselberg, A. K.: Die Psychiatrie J. H. F. Autenrieths. Dissertation, Eberhard-Karls-Universität Tübingen 1981.
Hölderlin, F.: Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Frankfurt a. M.: Stromfeld 1976 – 2006.
Linke, D.: Hölderlin als Hirnforscher. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2005.
Uffhausen, D.: »Weh! Närrisch machen sie mich!« In: Hölderlin-Jahrbuch 1984/85, S. 306 – 365.
Weblink
www.hoelderlin-gesellschaft.de



Persönlichkeitsstörungen verstehen
Zum Umgang mit schwierigen Klienten
 978-3-88414-408-4, 140 Seiten, 19.90 Euro

An zahlreichen Beispielen illustriert Rainer Sachse die Beziehungsfallen und Tests, mit denen Therapeuten häufig konfrontiert werden, und zeigt, wie man konstruktiv damit umgehen kann.



M. Zobel (Hg.): Traumatherapie
 Eine grundlegende Einführung zur Behandlung von Traumapatienten, mit Schwerpunkt auf verhaltenstherapeutischen Zugängen und EMDR. Mit Beiträgen von Reddemann, Grawe, Schubbe u. a.
 978-3-88414-404-6, 220 Seiten, 19.90 Euro

www.Psychiatrie-Verlag.de